

## Am Wort

Um die Nahrungsmittelvielfalt zu erhalten, werden in einer Epoche, in der die Nutzpflanzenzucht vorwiegend industriell ausgerichtet ist und auf künstliche Vervollkommnung abzielt, große Saatgutdatenbanken angelegt. So hofft man, einst auch einen wesentlichen Beitrag zur Bekämpfung des weltweiten Hungers leisten zu können.

Kann man darin gleichnishaft das Schicksal der Dialekte in der Moderne gespiegelt finden? Sind nicht Landschafts- und Ortsmundarten erst recht in der Zeit einer rasch fortschreitenden „Globalisierung“ kultureller Verhältnisse etwas unweigerlich Aussterbendes? Wie und wozu es für die Zukunft aufsparen?

Als die Wissenschaft begann, sich systematisch der Mundartbestände des deutschen Sprachraums anzunehmen – das geschah eigentlich erst im Verlauf des 19. Jahrhunderts –, war der Prozeß des Bedeutungsverlusts bezeichnenderweise schon im Gange. Die Dialektologie hat inzwischen eine Vielzahl akribischer Beschreibungsversuche unternommen und vor allem höchst verdienstvolle Projekte entwickelt, die der Dokumentation des dialektalen Sprachguts dienen. Dokumentieren heißt aber bereits: verzeichnend bewahren, was im Begriffe ist, von der Bildfläche des geistigen Lebens eines Volkes zu verschwinden. Die großen Wörter-Datenbanken – für uns besonders das *Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich*, betreut vom Institut für österreichische Dialekt- und Namenlexika an der Akademie der Wissenschaften – haben freilich gegenüber jenen aus der Flora einen gewichtigen Nachteil: Tote, d. h. aus dem selbstverständlichen täglichen Gebrauch entlassene Sprache kann unter keinen Umständen mehr zurück ins Leben gerufen werden. Das ist der Unterschied zwischen der kostbaren Pflanze und dem Zeichenschatz des Menschengeistes. Mit etwas Pathos könnte man hinzufügen: Dem hungernden Leib ist leichter zu steuern als der darbenende Seele.

Es gibt unterschiedliche Gründe für den Bedeutungsschwund der Mundarten. Manche sind weniger offensichtlich als andere. Mit einem kleinen Schwerpunkt widmen sich die *Wiener Sprachblätter* diesmal einigen Aspekten von Vergangenheit und Gegenwart des Dialektsprechens in Österreich.

Mundarten sind regionale Ausprägungen einer Nationalsprache, die in einer engeren Beziehung zu älteren Stufen in deren Geschichte stehen. Sie zeigen ein konservierendes, beharrendes Vermögen, das zugleich lebendigste Gemeinschaftsidentität ausdrückt. Mundart werde, schrieben Maria Hornung und Franz Roitinger in ihrem Buch *Die österreichischen Mundarten*, „in einer Zeit der Sprachveränderung durch Fremdeinflüsse zu einem Rückhalt der ureigensten sprachlichen Wesensart“ (NA 2000, S. 9).

Von dem aus Waltowitz bei Znaim gebürtigen Heimatdichter Karl Bacher (1884–1954) stammen die berührenden Verse:

Dr. Christoph Fackelmann,  
Schriftleiter der „Wiener Sprachblätter“



„Wohin i geh' und tritt, / i trog mei Hoamat mit!“ Auf die Mundart gemünzt, ist das ein denkwürdiges Ideal, das doch alle Brüchigkeit eines solchen in sich trägt. Für den Südmäher liegt die Tragik auf der Hand, die darin besteht, daß die Sprache den Zusammenhang mit jener alten Heimat symbolisch aufrecht erhält, die durch staatliche Auflösungsprozesse, Vertreibung und Umsiedlung an Realität eingebüßt hat. Indes ist einer entwurzelten Mundart der Tod gleichsam bereits eingeschrieben. Daß sich bestimmte Landschaftsidiome unter dem Einfluß mächtiger Anziehungsfelder stark anpassen oder gar ihrer Eigenart völlig begeben, verweist auf eine sprachgeschichtliche Konstante. Für Österreich gilt das besonders im Hinblick auf die Millionenstadt Wien und ihren stets wachsenden Ausstrahlungsraum. Alte ländliche Dialektlandschaften wie die von Bacher vertretene ui-Mundart im Norden und Osten oder das charakteristische „Ländlerische“ des oberösterreichischen Zentralraums haben heute bereits entscheidend an Boden verloren.

In der Stadt selbst und von ihr ausgehend macht sich andererseits der Bedeutungszuwachs einer breiten, überregional organisierten Verkehrssprache bemerkbar, die sich im Laufe der Geschichte zwischen die „Hochsprache“ (Schriftsprache) und die „Mundartwildnis“ geschoben hat. Zwar von dialektalen Faktoren nicht frei, entbehrt sie doch des von den Mundarten gespeicherten individuellen Wortschatzes und eigenwilligen Lautreichtums. Die Stadtmundart selbst, ursprünglich vielfältig gestuft und ähnlich prächtig ausgestaltet wie die alten Bauernmundarten, sei vor dem Hintergrund dieser Umgangssprache, die im Laufe des 20. Jahrhunderts zu Literaturwürdigkeit gelangte und zusehends an die Stelle einer eigentlichen „Hochsprache“ tritt, in Gefahr, zu einem Zerrbild zu geraten. So lautete der Befund Hornungs und Roitingers.

In der Tat scheint das Wienerische derzeit hauptsächlich in seiner lautlichen und semantischen Vulgärvariante zu überleben. Diesen derben Jargon transportieren, wenn sie Lokalkolorit vermitteln wollen, die großen Sprechmedien – Radio, Film, Fernsehen –, die zweifellos den stärksten Motor der Sprachveränderung bilden: Vom ORF verantwortet, haben die *Vorstadtweiber* oder die Ottakringer *Cop Stories* (sic!) mit den ländlich geprägten Sprachbezirken der ehemaligen Vororte natürlich nichts mehr am Hut.

Ein neues Niveau der Anpassung und Einebnung erreicht die mediale Umgangssprache schließlich unter dem Einfluß der bundesdeutschen Großkonzerne: Hier ist gleichmacherische Sprachindustrie am Werk, als deren Ergebnis dann der *Bergdoktor* und seine Tiroler Hochgebirgsgemeinde wie die Moderatoren der *ARD-Tagesschau* klingen. ☀

## Inhalt

### Lebendiges Wort

- 3 **Wiener Spitzen**  
Michaela Schachinger
- 3 **Wort und Ton**  
Gerhild Mückstein

### Schwerpunkt:

### „Mundart in Zeiten der Globalisierung“

- 4 **Hochsprache, Umgangssprache, Mundart, Jargon**  
Peter Kraft
- 8 **Bäuerlicher Wortschatz vor 150 Jahren**  
Heinz-Dieter Pohl

### Sprachfunft

- 10 **Schneckenod mit Manfred Hausmann**  
Balduin Ord

### Sprachtrifit

- 13 **Wieviel Englisch braucht die deutsche Sprache?**  
Oswald Soukop

### Wortwechsel

- 16 **Wegzeichen**  
Nachrichten – Berichte – Beobachtungen
- 19 **WSB-Bestellseite**
- 20 **Bericht aus Berlin**  
Erhard Bohr
- 20 **Umgekehren – aufgepicht**  
Wolf Ewald

### Sprachrohr

- 21 **Für und Wider**  
Leserforum
- 22 **Kuß auf Sprache**  
Verein und Leben
- 24 **Zugaben**  
(Denkanstöße)

Das Titelbild zeigt einen Ausschnitt aus der Karte „Bearbeitungsgebiet des Wörterbuchs der bairischen Mundart in Österreich (WBÖ) und seine Lage im gesamt-bairischen Sprachraum“ (enthalten im Beiheft Nr. 2, Wien 2005). Dunkelorange = Südbairisch (weiß punktiert: um 1930 gemischtsprachig Südbairisch – Slowenisch); hellorange = Südmittelbairisch (punktiert: um 1930 gemischtsprachig Südmittelbairisch – Slowenisch – Kroatisch – Ungarisch); orangegelb = Mittelbairisch (punktiert: nach 1945 abgenommen); große Kreise = bairische Sprachinseln; kleine Kreise = isolierte Belegorte. – Die hintere Umschlagseite zeigt ein Autograph Johann Wolfgang Goethes, entnommen dem Katalogband *Der Brief – Ereignis und Objekt*. Hrg.: A. Bohnenkamp u. W. Wiethölter. Frankfurt a. M.: Stroemfeld 2008.

## Schneckenod mit Manfred Hausmann

Ein schulpolitisches Sittenbild aus  
Österreich

Von Balduin Ordt

### Einen Nazi zur Deutschmatura ...

Das versetzte im Frühling des vergangenen Jahres dem ohnehin schon torkelnden Bundesinstitut, dem die Durchführung der „Zentralmatura“ in Österreich oblag, den letzten, tödlichen Stoß. Danach sollte kein Stein auf dem anderen bleiben.

Nun ja, auf österreichisch jedenfalls: Die hübsch porporzgemäß besetzte Institutsleitung wurde verabschiedet, das verantwortliche Unterrichtsministerium zog „ausgelagerte“ Zuständigkeiten wieder stärker an sich, – das behördliche Versagen blieb, wie sich bald zeigte, bestehen. Grund genug, einmal Rückschau zu halten und einen kleinen Beitrag zur Bilanz des angerichteten Schadens – und zwar des immateriellen – zu leisten.

Mai 2014: Eine Erzählminiatur namens *Die Schnecke* sollte den heranwachsenden Österreichern, an welchen das pädagogische Experiment der „standardisierten kompetenzorientierten schriftlichen Reifeprüfung“ im Fach Deutsch probeweise vollzogen wurde, dazu dienen, sich in der Gattung der „Textinterpretation“ zu bewähren. Und das war eine ganz böse, eine schändliche, giftige Schrift. So will es uns die mediale Strafexpedition lehren, die gegen jenen Schriftsteller geführt wurde, der dem biedereren Bauchfüßer im Jahre 1947 zu bescheidenen literarischen Ehren verholfen hatte. O wie gerecht durfte sich die Empörung wähnen, die sich am Tod des kleinen Wesens entzündete, der sich hier berichtet fand und den man den jungen Menschen nicht zumuten wollte!

Weil die Tötung, die dem Eindringling in das Salatbeet da – in der Fabel – durch einen Gärtner widerfuhr, doch nur ein Gleichnis, eine Metapher für etwas Dunkles, Unbewältigtes sein konnte, das von außen, aus der Vergangenheit stammte. – „Konnte“. „Nur“. Nämlich 1947, mitten in der „postnazistischen Epoche“ ... In dem dargestellten Akt der Schädlingsbekämpfung entlarvten die herbeizitierten Experten, Universitätsgermanisten mit unbestechlichem Blick für die finstere Wahrheit, den klammheimlichen Versuch, die massenmörderischen Untaten der „Nazis“, verübt unter dem Anstrich „biopolitischer“ Notwendigkeit, als naturgemäßen Prozeß zu verharmlosen, zu rechtfertigen, zu exkulpierten.

Der Verfasser der Prosaskizze heißt Manfred Hausmann (1898–1986), ein noch vor zwei, drei Jahrzehnten ziemlich einmütig hochgeschätzter norddeutscher Dichter, der mit Werken wie den schwermütigen Erzählungen vom

Landstreicher *Lampioon* (1928/29), dem einfühlsamen Roman vom Erwachsenwerden an der Waterkant, *Abel mit der Mundharmonika* (1932), dem liebevollen Streunerbuch *Kleine Liebe zu Amerika* (1930) große internationale Popularität erlangt hatte.

Also wurde auch ihm der Garaus gemacht. Es ist gut gelungen, lief ohne nennenswerten Widerstand ab. Dabei war der Dichter selbst natürlich nur Kollateralschaden. Es ging um den tagespolitischen Machtkampf, den eine einflußreiche Lobbygruppe, eine Interessenvertretung für Schriftsteller und Journalisten, schon seit längerem gegen die parteiengesteuerte Schulbürokratie führte, in welcher sie, wohl nicht ganz zu Unrecht, einen der Verursacher der österreichischen Bildungsmisere erblickte. Indem sie der dunkelmännischen Maturavorlage bescheinigte, „ideologischen Mustern verhaftet [zu sein], aus denen sich der Nationalsozialismus speist“<sup>1</sup>, konnte sie dem Gegner nun ein für allemal die Schneid abkaufen: Künftig kommen auch bei der Matura bestimmt nur solche Autoren zum Zug, die das moralische Gütesiegel ihres Gegenwartsklüngels tragen.

Schon ging es dahin: Jene Organe des öffentlichen Worts, die sich etwas auf ihr Niveau zugute hielten, wußten, noch etwas vornehmer, vom „NS-Bezug“ oder der „NS-Affinität“ des Textes zu künden und buchten den Autor, aufgeregt genug, als „NS-Sympathisanten“. Die weniger feinen Blätter kläfften lieber gleich von „Nazi-Propaganda“. Hausmanns versonnene Zeilen, viel zu bedächtig für Gegenwehr, wurden ohne viel Federlesens zum „NS-Text“, er selbst umstandslos zum „Nazi“ erklärt. Die öffentliche Schneckenjagd war erledigt, so schnell konnte das verdutzte Tierchen nicht einmal seine Fühler rühren. Und der Herausgeber einer Literaturzeitschrift namens *Kolik* durfte bereits zu handfesteren Forderungen übergehen: „Hinausschmeißen“ müsse man die „Pfuscher“, die „Doppelnullen“, denen der Fauxpas unterlaufen konnte, den „saublöden Text eines vollkommen unbekanntem und unbedeutenden Autors, noch dazu eines Nazis“, zur Deutschmatura zu geben.<sup>2</sup>

### „Einer muß wachen“

Einem gewiß gänzlich unangebrachten historischen Feingefühl gehorchen Skrupel, die angesichts solcher Verbalkrämpfe der rabiaten Art an die Stimmung in jenem Jahr 1933 denken lassen, als (manchen Quellen zufolge) auch zwei Romane Manfred Hausmanns den Flammen übergeben wurden, zum Zeichen der Reinigung von zersetzendem Geist. Der bedrohte Dichter hielt damals seinem jüdischen Verleger Samuel Fischer die Treue und sprach, ein Jahr später, an dessen Sarg die Totenrede. Ja, er war aus Überzeugung nicht emigriert: doch nicht als hoffnungsfroher Gefolgsmann der neuen Macht, sondern um auch in „höllischer Zeit“ das Schicksal seines Volkes zu teilen.<sup>3</sup>

In der Tat war er in diesen Jahren weder „Märtyrer“ noch „Held“.<sup>4</sup> Im kulturellen Betrieb arrangierte er sich, mehr schlecht als recht, machte das eine oder andere Zugeständnis, paßte sich an. (Das *Wikipedia*-Zerrbild vermit-

1 Zitiert u. a. bei Günter Traxler: *Im Garten der Unlust*. In: *Der Standard*, 16. 5. 2014, S. 31.

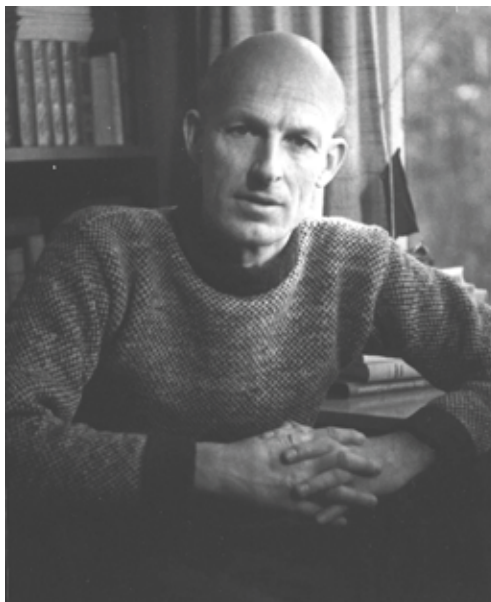
2 Stellungnahme von Gustav Ernst, veröffentlicht ebd., 15. 5. 2014, S. 31.

3 Zitiert bei Karlheinz Schauder: *Manfred Hausmann*. Wuppertal-Barmen: Emil Müller 1963 (= *Dichtung und Deutung*, H. 8), S. 122.

4 Siehe ebd., S. 120.



telt einen Eindruck davon, wie eifrig die Nachwelt sich inzwischen auch in seinem Fall auf die Fährte des Allzumenschlichen geheftet hat.<sup>5</sup>) Aber er selbst räumte dies unumwunden ein, gleich nach dem Krieg in öffentlichen Reden und Kontroversen, in denen er sich mit der politischen Katastrophe auseinandersetzte. Gerade er taugt nicht zum Exempel für das heute zum Normalfall erhobene uneinsichtige Schweigen der Großvätergeneration. Er bekannte sich zu der deutschen „Schande“ und dazu, daß wohl kaum einer, der jene Zeit überlebt hatte, der Schuld entronnen sei.<sup>6</sup>



Um nur ein Beispiel zu nennen: Zum Volkstrauertag 1956 stellte Hausmann vor der Plenarversammlung des Bonner Bundeshauses die Frage nach dem Umgang mit dem Grauen des letzten Krieges, dessen Gefallene keine heldische Verklärung mehr dulden, dessen Furor zum Brand der Städte, dessen Vernichtungsgreuel zu den Gaskammern geführt haben: „[...] diesen Tod, diese Toten, die von Geschossen Zerfetzten, die Ertrunkenen, die Erfrorenen, die Gehenkten, die Verbrannten, die Erschlagenen, diese Toten können wir nicht mit bloßer Feierlichkeit und Poesie abtun. Wenn wir es täten, würden wir sie verraten. Und wer diese Toten verrät, verrät sich selbst. Wir ehren sie, indem wir die Bitterkeit ihres Todes ernstnehmen. Dann, aber auch nur dann, wird gerade im Dunkel der Trostlosigkeit und der Sinnlosigkeit ein Trost und ein Sinn aufzuleuchten beginnen. Wenn wir die Toten so sehen, wie sie wirklich sind, dann sehen wir auch uns, die Lebenden, so, wie wir wirklich sind.“<sup>7</sup> Seine Rede läßt die Toten die (Über-)Lebenden mahnen: „Wir beschwören euch, wir beschwören dich! [...] Sag nie mehr, wenn von Schuld die Rede ist: du! Sag endlich: ich!“<sup>8</sup>

Vor allem aber zeugt die Geistigkeit seiner Bücher nach 1933 von dem fundamentalen Abstand Hausmanns vom „Nazitum“: Denn da schrieb ein Künstler, der durch das Erlebnis von Kierkegaard, Karl Barth und der „Bekennenden Kirche“ von seinen Anfängen im Zeichen jugendbewegter Abenteuerlust zu einer tiefen Gläubigkeit gefunden hatte, die kein Bündnis mit dem totalitären Ungeist erlaubte. Die Werke spätestens der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre zeugen von diesem Umbruch in seinem inneren Lebensweg, z. B. der Roman *Abschied von der Jugend*, der Erzählband *Demeter* (beide 1937) und die bemerkenswerte Essaysammlung *Einer muß wachen* (1941), die schon im Titel das Zeichen der „Inneren Emigration“ trägt.<sup>9</sup> Daß Hausmann nach 1945 dennoch gegen die Zumutung kol-

5 Dabei stützt man sich vor allem auf Untersuchungen von Arno Strohmeier: *Der Mitläufer. Manfred Hausmann und der Nationalsozialismus*. Bremen: Donat 1999. Vgl. auch Artur Nickel: *Zwischen literarischer Tradition und existentiellern Neubeginn: Wolfdietrich Schnurres Kontroversen mit Manfred Hausmann und Walter Kolbenhoff*. In: *Zwei Wendezeiten. Blicke auf die deutsche Literatur 1945 und 1989*. Hrg.: Walter Erhart u. Dirk Niefanger. Tübingen: Niemeyer 1997, S. 71-92, hier bes.

83f. Kritisch zur Bewertung der hier beigebrachten Beobachtungen u. a. Silke Beinssen-Hesse: *Dichtung und Gemeinschaft. Zur Lyrik Manfred Hausmanns*. In: *Lyrik – Kunstprosa – Exil. Festschrift für Klaus Weissenberger zum 65. Geburtstag*. Hrg.: Joseph P. Strelka. Tübingen-Basel: Francke 2004, S. 41-64, hier bes. 41f. Noch kritischer wäre die Verstehens- und Deutungsleistung der einschlägigen Einlassungen auf die „politische Biographie“ Hausmanns zu beurteilen.

lektiver Verantwortung auftrat (die eine Flucht, keine ethische Rechenschaft bedeute) und an dem Bekenntnis zum deutschen Vaterland festhielt, daß er Pauschalbeschuldigungen zurückwies und die rasende Unmenschlichkeit im Kriege nicht auf Deutschland beschränkt wissen wollte, das geschah, wenn es auch heute nicht mehr auf Verständnis hoffen kann, ausschließlich vor der Folie dieses selbstkritischen Entsetzens.

Das aber hätte den wirklichen „Kontext“ abgeben müssen, in den die kleine Skizze zu stellen gewesen wäre, währenddessen unsere Deutungsmächtigen von einem gefähr-

lichen biologistischen „Diskurs“ in ihrem Hintergrund raunten. Die Beachtung des Veröffentlichungszusammenhangs in den Essaybänden *Vorspiel* (1947) bzw. *Einer muß wachen* (erweiterte Ausgabe 1950) täte ein übriges. Zu der Zeit, als *Die Schnecke* erschien, half ihr Autor von Worpsswede aus dem britischen Gouvernement beim Wiederaufbau von Gemeinde- und Kreisverwaltung und leitete die Bremer Gruppe des „Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands“. Um die Jahreswende 1946/47 hatte er einen öffentlichen Disput um die Frage des Verhaltens der deutschen Intelligenz unter Hitler geführt. Der Jugend, der ja ein wesentlicher Teil seines Wirkens galt, hatte Hausmann dabei vorgeworfen, aus Desinteresse an der Politik die Augen vor dem Unheil verschlossen und gehorcht zu haben. Man mag seine Einsichten für unzureichend halten (wie es etwa der „Gruppe 47“-Mitbegründer Wolfdietrich Schnurre tat<sup>10</sup>), aber sie verfolgten mit Sicherheit nicht das Ziel, die alten Eliten und ihrer Denkmuster reinzuwaschen.

Wie man heute vor jenem Horizont von dem Autor ein rabiatdarwinistisches Schlüsselmachwerk erwarten konnte, ist erklärbar nur durch eine Ignoranz von wahrhaft gespenstischen Ausmaßen. Daß, wer ihn an solche Erscheinungen heranträgt, den „Nazi“-Begriff völlig entwertet und ihm jede Fähigkeit entzieht, eine konkrete historische Problematik und das tatsächlich mit dieser verbundene Gefahrenpotential für die Gegenwart zu bezeichnen, sei nur nebenbei bemerkt. Geschichtsvergessenheit, Unverstand und eine geradezu perfide Dummheit haben ihn zu einer wahl- und bedenkenlos eingesetzten Waffe der Vernaderung im politischen Tagesgeschäft entwertet.

## Gartenlust der Planierraupe

Ohne Zweifel ist es notwendig, die an der eigenen Vergangenheit beteiligten Faktoren identifizieren und auch die

6 Siehe Schauder: *Manfred Hausmann* (Anm. 4), S. 121.

7 Zitiert nach Manfred Hausmann: *Tröstliche Zeichen. Reden und Betrachtungen*. Frankfurt a. M.: S. Fischer 1959 (= *Gesammelte Schriften in Einzelausgaben*), S. 63-72, hier 70.

8 Ebd., S. 71.

9 Über die religiöse Wende im Leben Hausmanns und deren Auswirkung auf sein Schaffen vgl.

u. a. Gerhard H. Fröhlich: *The Development of Religious Consciousness in the Works of Manfred Hausmann*. Phil. Diss., Iowa City 1966; Ulrich Kriehn: *Zwischen Kunst und Verkündigung. Manfred Hausmanns Werk zwischen Literatur und Theologie*. Marburg: Tectum 2008.

10 Vgl. Nickel: *Zwischen literarischer Tradition und existentiellern Neubeginn* (Anm. 5), S. 82f.

eigenen Schrecken beim Namen nennen zu können. Wir hören immer wieder von der Wichtigkeit politischer Bildung für das Funktionieren fortschrittlicher Gesellschaften, umso lauter in diesen Tagen, da alles vor der Bedrohung eines fremden Terrors zittert. Man täte zweifellos gut daran, dabei nicht an der „Volksaufklärung“ Marke Goebels Maß zu nehmen. Politisch-historische Wissensvermittlung hätte vielmehr schlicht zu lehren, wie man vom Vorurteil zum Urteil gelangt.

Stattdessen verkommt der Umgang mit Geschichte zur (kaum noch verhohlenen) Meinungsdressur, und in der vielfältigen Landschaft des kulturellen und geistigen Erbes herrscht die Gartenlust der Planierraupe. Was er diesbezüglich angerichtet hat, wird dem einen oder anderen Gutachter, der sich in jenem medialen Schauprozeß betätigt hat, vielleicht doch noch einmal schmerzhaft dämmern. Als die *Salzburger Nachrichten* dem betagten Sohn des Dichters die Gelegenheit gaben, sich – erbarmungswürdig genug – für seinen Vater zu verbürgen, mußte er sich von dem im österreichischen Hausmann-Streit federführenden Literaturwissenschaftler zwar noch einmal eine kleine Lektion in Sophistik erteilen lassen. Aber die Schneckenhatz selbst schien diesem damals bereits einigermaßen unheimlich geworden: „[...] Es ist kein Nazi-Text –“, räumte er ein, „die Sache ist viel differenzierter.“<sup>11</sup>

Die Sache eigentlich nicht, wohl aber sollte es der Umgang damit sein, auf den sich die Teufelsaustreiber nicht verstehen, und zwar weder die vom Fach noch ihre eifertigen „Multiplikatoren“. So war denn vor kurzem gut zu beobachten, was der Exorzismus im Falle Hausmann geleistet hatte. Heuer, da die „Zentralmatura“ erstmals allgemein zur Anwendung gelangen wird, beklagte man angesichts weiterer organisatorischer Unzulänglichkeiten in der kritischen Öffentlichkeit die Fortsetzung des „Pech-und-Pleiten-Dramas“ vom Vorjahr. Und indem man sich beeilte, bei jeder Gelegenheit mit Genuß die ganze Perlenschnur an Peinlichkeiten aufzufädeln, ließ man es sich natürlich auch nicht entgehen, an den Kriminalfall des Schneckenmords zu erinnern. Für die Nachrichtenmoderatorin stand dann fest, daß den Maturanten damals „ohne nähere Erläuterung ein Text“ vorgelegt worden sei, „der nationalsozialistisches Gedankengut verhamlost“ (*Zeit im Bild* 1, 11. Februar 2015). Noch überzeugender gab „Österreichs meistgenutzte Tageszeitung bei Entscheidungsträgern mit akademischer Bildung“ den Elefanten im Porzellanladen: Sie wußte von „Prüfungstexten“ (ja, es war inzwischen die Mehrzahl daraus geworden, handelte es sich doch um Gewohnheitstäter), die „sich als nationalsozialistischer Schrott entpuppten“.<sup>12</sup>

Soviel zur Differenz zwischen Schein und Sein.

## Durchgefallen

„Umgang mit Natur und Leben“ lautete, gar nicht unklug, im Mai 2014 die thematische Klammer für die Maturaufgabe. Ein Mann, der beim Jäten gedankenlos eine

<sup>11</sup> Karl Müller, zitiert in: „Mätyrer war er nicht, aber kann man ihm das vorwerfen?“ In: *Salzburger Nachrichten*, 15. 5. 2014, S. 3.

<sup>12</sup> Kommentar von Andrea Schurian in: *Der Standard*, 14./15. Februar 2015, S. 40.

Schnecke ergreift, um sie, wie es seine Gewohnheit ist und sein Amt erfordert, zu beseitigen, wird mit einem Mal ihrer wundersamen Schönheit inne. Er gerät in ein ergriffenes Staunen, grübelt über das Nützlichkeitskalkül, mit dem der Mensch der Natur begegnet, um „wertend, ändernd und ‚ordnend‘“ in ihr „Gleichgewicht“ einzugreifen. Als er das Tier schließlich dennoch zertritt, hinterläßt ihn dies in bodenloser Erschütterung: „[...] Ein mystisches Grauen steigt in ihm auf. Ihm ist, als wäre er jetzt erst, in diesem Augenblick erst, verloren in Sünde und heillosen Zerrissenheit.“<sup>13</sup>

Mit dieser eschatologischen Wendung endet das *Opusculum* Manfred Hausmanns. Es ist weder „Schwulst“ noch falsche, zweideutige „Romantik“. Der verachteten „deutschen Innerlichkeit“ zum Trotz liegt der Sinn einfach und klar zutage. Der Text will nicht mehr sein, als er scheint, und nichts anderes bedeuten, als er selber zur Hand gibt. Die Fremdzuschreibungen von heute werden durch nichts an ihm gedeckt, aber durch alles verwehrt. – Und das Weichtier? Lächerlich, sein poetisches Schicksal für ein Sinnbild oder auch nur einen ideologischen Reflex des Umgangs mit „Untermenschen“ und „Minderwertigen“ zu halten, die zu vertilgen irgendeine „Natur“ gebiete. Es steht für nichts anderes als für sich selbst. Aber *pars pro toto* darf der Leser es schon nehmen: Es repräsentiert das Leben in seinem willenlosen Zustand, von dessen rätselvol-

ler Unschuld den Menschen dem religiösen Verständnis des Autors zufolge ein schreckliches, zerstörerisches Zerwürfnis mit sich selbst trennt.

Ja, durchgefallen wären sie alle bei der Reifeprüfung, kläglich gescheitert an der Interpretation der schlichten *Schnecke*: die Fachgelehrten, die aufgebrachtten Intellektuellen und natürlich sämtliche Schreiberlinge des zweiten und dritten Gliedes, welche an nichts

anderes denken als zuzupacken (nicht etwa nachzuschlagen oder gar nachzulesen), wenn ihnen wieder einmal ein Klumpen „Nazi“-Fleisch vorgeworfen wird. – Dieses Versagen ist der eigentliche Skandal um die Zentralmatura des Jahres 2014.

Ein Jahr später geht der leichten Herzens abgeworfene Ballast an Bildungsgut erwartungsgemäß keinem mehr ab. – Und zum Stichwort „Kompetenzorientierung“: Das pausenlos Bildungsreformen begehrende Volk aus Presse und Politik hat die betreffende Kulturtechnik – das Vermögen, einen poetischen Text sinngerecht zu erfassen – gleich mit entsorgt. Die das vorführten, tragen keine Bedenken, sich gleichzeitig für die feste Verankerung des von der „Zentralmatura“ bedrohten Literaturunterrichts im Lehrplan einzusetzen und dafür Petitionen reihum wandern zu lassen. Wenn ihre Expertise zum Maßstab der schulischen Auseinandersetzung mit dem künstlerischen Wort erhoben werden soll, bleibt nur die bittere Hoffnung, daß die Jahrgänge, die von jenen Zentralmaturanten gebildet werden, denen das erspart blieb, künftig einmal mehr Sachverstand beweisen. \*

<sup>13</sup> Zitiert nach Manfred Hausmann: *Einer muß wachen. Essays*. Neukirchen-Vluyn: Neukirchner Verlag des Erziehungsvereins 1971, S. 60-63, hier 63. Die Origin-

nalunterlagen zur standardisierten Deutsch-Reifeprüfung vom 5. Mai 2014 sind im Netz abrufbar: ► <http://images.derstandard.at/2014/05/13/zentralmatura.pdf>.



## Wieviel Englisch braucht die deutsche Sprache?

Aus der Diskussion über einen Artikel in der Tageszeitung *Die Presse*

Zusammengestellt von Oswald Soukop

Am 28. Jänner 2015 brachte die Tageszeitung *Die Presse* einen ausführlichen Beitrag von Bettina **Steiner**, der eine Lanze für englische Fremdwörter im Deutschen brach. Der Artikel versprach „Eine Ehrenrettung des ‚Denglischen‘: „Die englischen Lehn- und Fremdwörter sind besser als ihr Ruf – auch weil das Deutsche kreativ mit ihnen umgeht.“ Darin war u. a. zu lesen:

### *Baby, Sex und Co: Der gute Anglizismus*

*Manchmal leuchten die Vorzüge eines Anglizismus ganz unmittelbar ein: beim Begriff Sex etwa – wer zöge da den Geschlechtsverkehr vor, den der Verein Deutsche Sprache uns in seinem Index zur Eindämmung des „Denglischen“ vorschlägt? Oder beim Wort Baby: Wie weich das klingt, wie rund auch, und es erinnert auch noch an kindliches Geplapper! Kein Wunder, dass das Baby, sobald britische Nannys es im 19. Jahrhundert in den deutschen Sprachraum mitbrachten, hierzulande seinen Siegeszug antrat. Der Säugling dagegen, der sich nie und nimmer zum Kosewort eignet und den geliebten Nachwuchs auf seine vegetativen Funktionen reduziert, findet sich heutzutage fast nur mehr in Lehrbüchern und wissenschaftlichen Publikationen.*

*Meistens haben englische Fremd- und Lehnwörter allerdings einen üblen Ruf. Das zu verändern, ist eine Gruppe von Linguisten rund um Anatol Stefanowitsch angetreten, die seit 2010 den „Anglizismus des Jahres“ wählt – darunter Crowdfunding, Shitstorm und Leaken. Heuer hat die Jury den Begriff Blackfacing ausgesucht, er bezeichnet die umstrittene Praxis, weiße Menschen mit schwarzer Farbe oder Schuhpaste anzumalen und sie – etwa auf dem Theater – Schwarze spielen zu lassen. Keine besonders glückliche Wahl, wie wir finden. Der Begriff ist weitgehend unbekannt und dazu noch politisch links stark geprägt, wo es doch darum gehen sollte, möglichst viele vom Nutzen und Frommen englischer Fremd- und Lehnwörter zu überzeugen. Doch immerhin zeigt Blackfacing dreierlei: Dass manchmal ein Anglizismus reicht, um etwas zu erklären, wofür man im Deutschen einen ganzen Satz brauchte. Zweitens: Wie machtvoll die englische Silbe -ing ist, die aus allem und jedem eine Tätigkeit machen kann, ob aus dem Mob oder dem Text oder dem Cocoon. Und drittens, dass die deutsche Sprache englische Begriffe selten eins zu eins übernimmt: Das Wort Blackfacing ist*

*im Englischen nicht gebräuchlich – nur das Substantiv Blackface.*

*Mahner gehen ja davon aus, dass wir quasi von fremden Begriffen überflutet werden, die deutsche Sprache dadurch an Differenziertheit und Ausdrucksstärke verliere. Dabei gehen wir sehr kreativ und selektiv mit dem um, was uns an neuen Vokabeln angeboten wird. Dass ein englischer Begriff den deutschen verdrängt oder gar ersetzt, ist eher selten der Fall, und auch nur, wenn das Fremdwort knapper (die Sprache tendiert nun einmal zur Knappheit) und zugleich attraktiver erscheint, wie das bei Baby, Sex oder auch dem Team der Fall ist – das emotional wesentlich einladender wirkt als eine Arbeitsgruppe: Das Team meint zusätzlich die Mannschaft und erinnert darum auch im beruflichen Kontext an Zusammenhalt, Sportsgeist und Kameradschaft.*

*Meistens bezeichnet der Anglizismus aber ohnehin entweder etwas grundlegend Neues – den Computer, das Smartphone –, womit die Ausdrücke die Innovationskraft eines Landes widerspiegeln. Oder es fügt eine Facette hinzu. Das kann dazu führen, dass die deutsche Sprache dort differenziert, wo es die englische gar nicht kann. Ein Mail ist bei uns ganz klar elektronische Post, der Brief bleibt ein Brief. Auf dieselbe Weise wurde das Wort Game eingemeindet: Es bleibt dem digitalen Raum vorbehalten, der Welt der Konsolen und Computer. Das gute alte Spiel aber darf weiterhin Spiel bleiben. (...)*

*Und zuletzt dient uns das englische Vokabular als Fundus, wenn es um Neologismen geht: Das nur hier gebräuchliche Handy etwa ist klug gewählt, man trägt es in der Hand, und es ist klein, dafür steht das „y“. (...)*

*Ein Lehnwort oder Fremdwort bedeutet übrigens nicht, dass das deutsche Äquivalent nicht doch eine Renaissance erlebt. Rechner macht mittlerweile dem Computer Konkurrenz, das Netz zunehmend dem Internet. (...)*

Der Artikel enthielt zwar einige durchaus richtige Bemerkungen, jedoch war der Grundtenor eine polemische Kritik am Kampf der Sprachpfleger gegen die übermäßige Durchmischung des Deutschen mit Anglizismen (das sogenannte „Denglisch“). Deshalb verfasste der Schreiber dieser Zeilen eine Replik, die als Leserbrief in der *Presse* vom 11. Februar 2015 erschien (der Titel stammt von der Redaktion):

### Man könnte gut auch Händy schreiben

*Gegen Fremdwörter, die unsere Sprache bereichern, die eine Lücke füllen oder eine zusätzliche Nuance ausdrücken, hat niemand etwas. Gegen Wörter wie Baby oder Sex ist nichts einzuwenden, ebensowenig wie gegen Interview oder Ketchup. Was aber sehr wohl stört, sind die (laut „Anglizismen-Index“) 79 Prozent an Anglizismen, die völlig unnötig sind. Oder kann irgendjemand erklären, warum Leibwächter Bodyguards, ein Hintergrund Background, eine Gemeinschaft Community, das Schlagzeug Percussion, der Rote Teppich Red Carpet, das Hauptabendprogramm Primetime, das Nachrichtenstudio Newsroom, die Kennmelodie Signation oder die Druckmedien Printmedien genannt werden und warum die ORF-Geschichte-Dokumentarsendungen Universum History heißen?*

*Oder warum das plastische Wort Hubschrauber*

ÖSTERREICHS GRÖSSTE PRIVATE BERG-  
UND WASSERSPORTSCHULE



Ein Unternehmen der



WWW.MAGIC-MOUNTAIN.AT

Follow us on Facebook: [www.facebook.com/MagicMountain](http://www.facebook.com/MagicMountain)



„Der Winter Stuff ist eingetroffen ...“ – Zwei Ausschnitte aus einer knallbunten Werbeaussendung der „Magic Mountain Outdoor Adventures GmbH“, die ihr „Basecamp“ in Reichenau an der Rax hat.

als man in englischsprachigen Ländern unser selbsternanntes Handy ziemlich strange finden würde, da das Mobiltelefon dort ja cellular bzw. mobile genannt wird.

Im übrigen ist allerdings zu befürchten, dass diverse Initiativen zur Erhaltung der schönen deutschen Sprache schon zu spät kommen. In Zeiten, da Otto Normalverbraucher mit seinen Kids im SUV ins Outlet Center fährt, um dort im Mid Season Sale Sneaker, Sweater und ähn-

manchmal durch das denglisch-griechische Wort Helikopter ersetzt wird? Warum heißt die Vorteilskarte Vorteils-card und die Rot-Weiß-Rot-Karte Rot-Weiß-Rot-Card?

Im Deutschen haben wir das reichhaltige Angebot von Klang, Ton und Geräusch, trotzdem hört man immer wieder das öde Wort Sound. An der Kassa der Salzburger Residenz Hinweise in vier Sprachen: auf englisch tickets, auf französisch billets, auf italienisch biglietti und auf deutsch? Eintritt? Eintrittskarten? Nein, Tickets! Handy ist ein praktisches deutsches Wort, das man auch Händy schreiben könnte (so wie Törn oder Keks).

Wir sollten uns stets bewusst sein, dass wir Deutschsprachigen die größte Sprachgemeinschaft in Europa (Russland ausgenommen) sind und dass Deutsch an Ausdruckskraft kaum zu überbieten ist.

Ein bisschen mehr Sprachbewusstsein würde uns gut-tun!  
Dr. Oswald Soukop, 1230 Wien

Zu diesem Leserbrief brachte Die Presse zwei Tage später, am 13. Februar 2015, eine sehr erfreuliche positive Reaktion in Form des folgenden Leserbriefes (Titel gleichfalls von der Redaktion gewählt):

„Denglischer“  
Tsunami hat uns  
schon überrollt

Es tut gut, dass es noch Menschen wie Dr. Soukop gibt, die sich der Ausdruckskraft der deutschen Sprache bewusst sind und daher gern auf überflüssige Anglizismen verzichten würden. Den Vorschlag, auf die Schreibweise Händy zuzugehen, finde ich besonders originell, umso mehr,

liche Sportswear einzukaufen – pardon, zu shoppen –, und ein ortsansässiger Jugendchor in Dirndln und Lederhosen namens Young Generation im Salzkammergut bei einem Holiday Event auftritt, hat uns der „denglische“ Tsunami offenbar bereits rettungslos überrollt.

Altväterische Außenseiter, die mit ihren Kindern im guten alten Ausverkauf günstige Sportbekleidung erwerben und im Urlaub der Jungen Gesangsgeneration bei einer Ferienveranstaltung ihre Aufmerksamkeit schenken, sind eindeutig vom Aussterben bedroht. Ilse Novak, 1200 Wien

Univ.-Prof. Dr. Heinz-Dieter Pohl kommentierte im Rahmen des Gedankenaustausches, der sich dazu innerhalb des Vereins „Muttersprache“ ergab:

(...) Ich stimme zu hundert Prozent zu. Aber auch andere Sprachen „leiden“ unter den Anglizismen: Unserem „Denglisch“ entsprechen „Runglijskij“, „Spanglish“ und „Fraglais“. (...)



Ich antwortete:

Während meines seinerzeitigen Studiums in Frankreich fand ich in einer Buchhandlung das Buch „Parlez-vous français?“ von Étiemble (Éditions Gallimard, 1964). Ich glaube, Étiemble hat diesen Terminus erfunden (er spricht auch ironisch von „sabir atlantique“), der dann als „Denglisch“ bzw. „Engleutsch“, als „Spanglish“ oder als „Runglijskij (jazyk)“ (auch „Russlish“ oder „RunGLISH“ genannt) übernommen wurde. Jedoch meine ich, dass in all diesen Sprachen (vor allem im „Franglais“) die Anbiederung an das Englische weitaus schwächer ausgeprägt ist als im Deutschen. Ich habe den Eindruck, dass die Deutschsprachigen in dieser Hinsicht besonders extrem sind. Schon vor Jahrhunderten beteten sie das Ausländische (vor allem das Französische, in Österreich auch das Italienische) an und missachteten die eigene Sprache. Dagegen wendeten sich dann Lessing (Karikatur des Franzosen Riccaut de la Marlinière in „Minna von Barnhelm“) und andere Autoren oder schon früher die Sprachpflegegesellschaften.

In der Presse vom 14. Februar war auch ein Leserbrief von Anton M. **Rehberger**, 1120 Wien, abgedruckt. Unter dem Titel

### Englisch ist die *Lingua franca* unserer Zeit

bemühte er ein Argument, das freilich in keiner Weise die mutwillige Überflutung unserer Sprache mit unnötigen und überflüssigen Anglizismen rechtfertigen kann. Ich schrieb darüber an Frau **Nowak**:

(...) Wenn Herr **Rehberger** erwähnt, dass das deutsche Wort Zentrum lateinischen Ursprungs ist, hat er damit zwar recht, aber wir brauchen deswegen im Deutschen keinen Anglizismus Center.

Im übrigen ist auch Deutsch manchmal *Lingua franca*: Diese Rolle spielt es nach meiner Erfahrung traditionell noch immer in unseren östlichen und südöstlichen Nachbarstaaten und spielte es bis 1946 auch in Skandinavien. Noch nie habe ich niederländischsprachige Holländer oder Flamen getroffen, die nicht Deutsch konnten. Ich erinnere mich an eine große ORF-Fernsehdiskussion anlässlich der österreichischen EU-Ratspräsidentschaft 2006, an der zahlreiche europäische Außenminister teilnahmen (Griechenland, Lettland, Luxemburg, Polen usw.), die alle ausgezeichnet Deutsch sprachen. Und auch bei den regelmäßigen Fernsehdiskussionsrunden internationaler Journalisten, sei es in Paul **Lendvais** „Europastudio“ auf ORF 2 oder in Raimund **Löws** „Inside Brüssel“ (Nomen ist hier also nicht omen) auf ORF III sprechen alle Teilnehmer fließend Deutsch.

Bei der kürzlichen ORF-Fernsehübertragung des Wiener Opernballs am 12. Februar überboten die Moderatoren einander geradezu, möglichst oft Red Carpet zu sagen. So nannte der ORF außerdem die Übertragung des Auftakts. Der einzige, der vom Roten Teppich sprach, war ausgerechnet der französisch-elsässische Staatsoperndirektor Dominique **Meyer**, der damit – wissentlich oder unwissentlich – den Moderatoren und dem ORF eine Lektion erteilte! Der ORF ist nämlich ein Rädelsführer der Sprachverhunzung, nicht nur hinsichtlich der unnötigen Anglizismen, sondern auch hinsichtlich des Genderisierungssinns und der „Politischen Korrektheit“.

Frau **Novak** brachte mir daraufhin einen weiteren Leserbrief aus ihrer Feder zur Kenntnis, der nicht in der Presse abgedruckt worden war:

(...) Nicht alles, was hinkt, ist ein Vergleich! In meinem Beitrag vom 13. 2. sind bewusst Beispiele des alltäglichen Sprachgebrauchs angeführt, die sich innerhalb weniger Jahre unverändert aus dem Englischen bei uns eingeschlichen haben. Eine Verbindung zwischen der *Lingua franca*, bei der es sich um eine sprachliche Entwicklung handelt, die sich über Jahrhunderte vollzog, und einem Wort wie z. B. Outlet herstellen zu wollen, das scheint mir doch ziemlich am Thema vorbei argumentiert. Ebenso verfehlt wäre es wohl, ausgerechnet der Grande Nation der Franzosen Minderwertigkeitskomplexe zu unterstellen, da diese doch in einer „hysterischen“ Verteidigung des Französischen nicht einmal das Wort Computer in ihren Sprachgebrauch aufgenommen haben, sondern dieses Gerät in muttersprachlicher Treue Ordinateur nennen.

Übrigens: In einem ausführlichen Gespräch mit der Wochenzeitung *Die Welt* äußert der Sprachforscher Ulrich **Ammon**, Autor des Buches *Die Stellung der deutschen Sprache in der Welt* (Berlin: de Gruyter 2015), kürzlich die Ansicht, dass sich der Stellenwert des Deutschen im internationalen Konzert der Sprachen inzwischen wieder gehoben habe. Deutsch habe im Ausland noch lange nicht ausgedient:

### Deutsche Sprache ist deutlich attraktiver geworden

(...) „Wenn man die Zahlen der Muttersprachler vergleicht, so liegt Deutsch im weltweiten Vergleich auf Platz zehn. Interessanter ist aber die Zahl derjenigen, die Deutsch als Fremdsprache erlernen. Da liegt Deutsch auf Rang vier hinter Englisch, Französisch und Chinesisch, dicht gefolgt vom Spanischen. Man kann sagen, dass Deutsch in den letzten fünf bis zehn Jahren wieder deutlich attraktiver geworden ist.“

„Wenn ein Land wirtschaftlich stark ist, dann gibt es ein großes Interesse, die Sprache zu lernen. Um ein Beispiel zu nennen: Noch vor einem Dreivierteljahr wollten in Indien tausend weitere Schulen Deutsch als Fremdsprache einführen. (...) Die Universität von Pune teilte mir mit, dass es dort über tausend Studenten gibt, die Deutsch lernen. Vor zehn Jahren waren es 30 oder 40. Auch in südeuropäischen Staaten ist die Zahl der Einschreibungen der Deutschlerner an den Universitäten angestiegen. Ebenso die Lernerzahlen beim Goethe-Institut. Zudem melden die privaten Sprachschulen, dass bei ihnen weltweit wieder mehr Deutsch gelernt wird. Deutsch ist dort weniger rückläufig als Französisch und Spanisch.“ (...)

**Ammon** kritisiert allerdings, dass es in der deutschen Politik „kein klares Bewusstsein“ für die „Zusammenhänge zwischen der Verbreitung einer Sprache und dem Stellenwert des dazugehörigen Landes“ gebe. Man müsse selbstbewusst Initiative zeigen, um die Bedeutung des Deutschen zu sichern, etwa indem man es endlich auch als Amtssprache in der UNO und als Arbeitssprache in der EU verankere. – Das gesamte Interview vom 25. Jänner 2015 kann man nachlesen: ► <http://www.welt.de/regionales/nrw/article136708149> \* (NR)